

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

46. Sonnabend, am 8. Juni 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Die Gräfin von Kindelsberg, historischer Roman von Eduard Janinski. 2 Bände. Leipzig, Taubert. 1838.

Liest man denn noch Ritterromane, solche ächte, rechte, vollständige Ritterromane à la Spieß, Cramer et consort.? Es scheint doch so, denn hier haben wir 1838 einen wirklichen solchen ächten, rechten, vollständigen Ritterroman, ganz comme il faut, sogar in mehreren Bänden. —

Der Roman spielt nämlich nicht etwa bloß in den Zeiten des Ritterthumes unter Rittern, Edelräulein, Thorwarten, Reifigen und Raubgesindel — sondern es ist wirklich die ganze wohlbekannte alte Art und Weise, zu der der Berliner sagt: wir kennen Dir! —

Ich muß gestehen, daß mir lange dergleichen Kost nicht vor den Mund gekommen war und ich kann also versichern, gewiß nicht mit Ueberdruß daran gegangen zu seyn; mit einer Art von Neugier nahm ich das Buch in die Hand und habe es ziemlich rasch durchgelesen — denn, am Ende besehen, es liest sich ja ganz gut. Wer einen tüchtigen Magen und gesunde Verdauungswerkzeuge hat, für den hat zu Zeiten ein solcher Genuß dieselbe wohlthätige Wirkung, zu deren Erweckung Vögel Kieselsteine hinterschlucken sollen. Ich rathe wirklich besagter Weise ausgestatteten Personen, besonders Rezensenten, von Zeit zu Zeit ein solches Buch zu lesen, sey es nun von Herrn Eduard Janinski oder von seinen Nachfolgern, deren er sicher welche finden wird. Das Buch bewirkt eine solche wohlthätige, zwar gewaltsame, aber doch nicht allzu unangenehme Umkehrung in den Eingeweiden, daß man ordentlich ganz nüchtern und zehrkräftig wieder darnach wird.

Spaß bei Seite, ich finde das Buch gar nicht so übel, und wenn es nicht bei alledem allzugefährlich wäre, so würde ich es fast aufrichtig loben; aber man muß, glaube ich, bei Zeiten dazuthun, um den alten Unfug nicht wieder aufkommen zu lassen; denn ein solcher war es sicherlich doch. Und wenn auch nicht zu befürchten ist, daß durch dieses Buch unsere Romanliteratur wieder in die alten Bärbeißereien und Ritterkramereien hineingerathen werde, so ist es doch wahrlich überflüssig, daß zu

den übrigen bunten Halbheiten in unserer Literatur auch noch diese alte Ritterjacke sich gesellt. Wir haben der Maskerade übergenuß und können jener plumpen Eisenmänner entbehren, besonders wenn es bloß solche verkappte Romanseelen sind, mit modernen Salbadereien und unästhetischen Stallreden dazwischen.

Was soll uns solch bunter Gräuel von ungeheuren Ritterthaten, von albernem Räuberunfug? Es ist auf jeden Fall eine Sünde gegen den Geschmack ihm zumuthen zu wollen, das längst Ausgesonderte wieder einmal kosten zu sollen — es ist eine Beleidigung gegen den Geschmack, ihn zum Wiederkäuen zu nöthigen. Wenn er es aber thut, so ist er werth, ein Wiederkäuer zu seyn.

In der That, je mehr man es sich überlegt, desto geneigter wird man zum Tadel; desto mehr muß man sich gegen den Verfasser erzürnen, der sich nicht entblödete, solche Zumuthungen zu machen; man wird immer mehr gewiß, eine bloße wahrhaft gemeine Berechnung in dem Buche zu sehn, eine Berechnung auf schlechten Geschmack, auf Verführung zu Auffrischung alter Sünden.

Auch ist in der That durchaus nichts Eigenthümliches darin zu finden, es ist ganz durch und durch wie jeder beliebige alte Ritterroman; die gewöhnlichen Liebeleien, Ritterthaten, Ritterunthaten und schon bis zur Spitze getrieben die gemeine kernig seyn sollende Stall- und Knechtpoesie. Was sagt man zu einer Unterhaltung, die zwölf Seiten lang etwa in der Weise des folgenden Beispiels fortgeführt wird:

„Was nennst Du eine Flamme haben, Blausinke? Warum besucht ein zartes Mägdelein einen Mann, Blausinke? Was thun ein Männlein und ein Fräulein mit einander, wenn sie allein im Gemache sind, Blausinke?“ &c.

Kann man sich ferner etwas Unpassenderes denken, als wenn ein widerlicher Kerl, ein Drakel des Stalles zum Organ eines flachen und abgenutzten Seitenhiebes auf die jegige Kritik in folgender Weise gemacht wird: „Das sollte mir fehlen, daß ich so viele Umstände machte! Zuweilen hör' ich ein Lied gar nicht an, sondern lasse mir den Inhalt nur von Anderen erzählen, oder habe auch selbst wichtigere Gedanken u. s. w. — ich habe bloß so meine stehenden Redensarten, womit ich preise und

table und die kleine Variation in der Wahl der Worte bleibt dem Zufalle überlassen.“ etc.

Nationalfagen der Kosaken, nach dem Polnischen des Michael Czajkowski von J. Minsberg. Glogau und Leipzig, bei Prausnitz. 1838.

Unter diesem Titel werden uns acht Erzählungen geboten, die allerdings volksthümliche Stoffe zur Grundlage haben. Von Nationalfagen ist aber eigentlich insofern die Rede nicht, als wir keinesweges etwas auch der Form nach Volksthümliches erhalten, sondern ganz moderne Behandlung jener Stoffe. Die Behandlung trägt das Gepräge der tiefen, aber düstern polnischen Phantasiefülle ihres Verfassers an sich. Einige von den mitgetheilten Erzählungen sind durch Schilderung von Sitten, andere durch den abenteuerlichen fremdländischen Stoff höchst interessant. Vor allen rechne ich dazu die vierte Erzählung: Kriegszug nach Zarograd. Es ist dieß das eigenthümlich kühne Unternehmen des Kosakenattaman Schiach gegen Konstantinopel, das er auch halb erobert und nur gegen Tribut verläßt. Eigenthümlich und charakteristisch ist auch das Ende des Attaman Kumizki, der wegen unglücklicher Heerführung zum Tode verurtheilt wird, sich in den Beschluß der Aeltesten des Beispiels halber ergiebt und nur noch Frist und Erlaubniß erbittet, seine Familie einmal zu besuchen. Er erhält Beides, reitet heim, bestellt sein Haus und kehrt treulich zurück, sein Haupt unter den Block zu legen. Es erscheinen noch mehrere solche ergreifende Züge einer rohen Erhabenheit und Heldenhaftigkeit; etwas zu grell ist die letzte Erzählung Olik und Orlenko, wo der Sohn den Vater umbringt, in der Meinung, die Mutter und das Volk zu rächen. —

Abgesehen nun von der schon erwähnten, mitunter unangenehm auffallenden Modernisirung, ist das Büchlein gewiß ein interessanter und willkommener Beitrag zur Charakterisirung und Schilderung des noch minder bekannten und ausgebeuteten europäischen Ostens. Darum ist dem Uebersetzer, Herrn Minsberg, wenn ich nicht irre, Lehrer am katholischen Gymnasium zu Glogau, aufrichtig für diese Gabe zu danken. Er möge uns ferner ähnliche Beiträge aus seiner Nation herüberbringen. — Die etwas schulmeisterlich unbedeutenden Vorreden erlassen wir ihm. —

Druck und Ausstattung recht gut. —

v. Erz.

Franz Seraphim Donneh's Lieder. (Erscheinen im Sommer 1839. Olmütz, bei A. Skarnitzel. 8.)

Die Deutschen waren nie reicher und nie zugleich auch so arm an Gedichten, als in diesen Tagen. Warum werden versificirte Poesiebastarde Gedichte genannt? Man taufe diese Kinder beim rechten Namen und der geträumte Ueberfluß an Dichtungen wird herabfallen, wie das Bestagewand einer schamlosen Comödiantin nach geendigtem Schauspiel. Bestehen wir es uns immerhin selbst, wir haben wenig gute Dichter, gegenüber dem wilden Heer der sinnlosen Sprachradbrecher; was machen ein paar gute Namen, ein paar Geister neben hirnverbrannten Schwärmern oder hirnlosen lyrischen jungen Affen, die in Massen einstürmen? was ist die kleine Zahl der Bediegenen, gegen die Unzahl der Seichten?! Das Unkraut überwuchert die edle Blume, und das Volk, trotz seiner langen Nase, riecht denn so ziemlich allgemein die edlen Blumen — nicht heraus; es faugt an dem Gift eines Sumpfes und hört vor hellem, kecken, aufdringlichen Unkenruf — nur schlecht den Nachtigallenschlag. Ist es denn nun gewiß, daß wir Deutsche wahrhaftig keinen unmäßigen Reichthum an Dichtern in des Wortes allerheiligster Bedeutung haben, so muß sich jeder Freund der schöngeistigen Fächer nur sehr erfreut fühlen, wenn er einem Genius begegnet, einem neuen, jungen, vollsaftigen Geiste, der aus seinem Herzens-, Gefühls- und Reflexionschachte Gold hinauslegt an den freien Tag, Gold, gediegen Gold, und wenn es auch noch nicht von den sogenannten Stimmführern der Kritik den Stempel der Rechtheit aufgedrückt erhalten hätte. —

Ich habe solch einen Geist gefunden, einen Dichter, für dessen Gedeihen ich die vollste Ueberzeugung in der Brust trage, und für welchen ich die volle Theilnahme der gebildeten Deutschen in Anspruch nehme. Ich habe sein Walten, sein Schöpfen, sein Seelenleben, so weit sich dieß wahrnehmbar kunden kann, belauscht, ich stand an der Wiege seiner Lieder und darf mich rühmen, auch ihren Geburtsort: das Herz — wohl zu kennen. Daß ich mir erlaube, auf diesen Poeten aufmerksam zu machen, und auf Dichtungen, die nach Manuscript eben für die Presse vorbereitet werden, hinzuweisen, möge man mir aus zwei Gründen vergeben. Ich und der Dichter, den ich weiter unten namentlich bezeichne, sind Schulkameraden gewesen; wer kennt die Wonnen der Knabenjahre nicht? gewiß, nur ein verknöchertes Menschlein ginge über die Reminiscenzen an jene vorübergerauschten Tage mit Gleichgültigkeit hinaus. Dieß der eine Grund, weshalb ich mich fremder Sache anschmiege und für sie

zum Sprecher werde. Der zweite Grund liegt in der nach meiner Ansicht vollkommenen Tüchtigkeit seiner Arbeiten und zieht mich durch seine Güte an sich, wo nicht mehr, doch gewiß so kräftig als der Erstere in ein wahrhaft lauterer, reines Interesse für die Gedichte von Franz Donneh.

Mein literarischer Credit mag wie immer geartet seyn; ich will ihn hier nicht geltend machen und verlange auch nicht, daß man mir auf's Wort glaube; nein, ich will nur auf Donneh's Lieder, die im Sommer 1839 das stille Kämmerlein mit der Doffentlichkeit vertauschen, in Vornhinein aufmerksam machen; ich halte dieß für nöthig. Ein mit Literatur wenn auch nur obenhin Vertrauter, kennt sie wohl diese Coterieen und Affekurzen, diese Verbrüderungen und dieses unmännlich wechselseitige Zugevatterstehn; man gebraucht Pauken und Trommeten und Kanonen, um das Ohr des Publikums zu betäuben — es ist da kein Mittel zu schlecht, und somit mögen ruhige Leser mein ruhiges Wort hinnehmen, welches ich in diesen humanen, unentweiheten Blättern niederlege. Ich glaube fest, einen Schatz gefunden zu haben, wird man es mir verargen, daß ich mich seiner freue? —

Franz Donneh, welcher bis zur Stunde in der Literatur ein Nichts ist, wird binnen wenigen Wochen mit seinen Gedichten in den Sängerkreis treten. Er hat keinen Herold für sein Werk, hat nirgends wohin Proben seiner Lieder zur Einrückung gelangen lassen und schickt das Buch in Dilm üß bei Skarnigel in die Welt.

Dennoch ist er, wie ich dafür halte (?), in seinen Produkten ein Mann, ein Mann ganz und gar. Er gehört nicht zu jenen süßlichen, sammtenen und seidenen Poetleins, die weich, wie Butter zerfließen im Sonnen- und gar Mondesstrahl, und ihre Reime doch pikant rösten wollen auf der Pfanne bizarr zusammengeklauter Worte. Er ist kein Affe Heine's, der bei all seinen eminenten lyrischen Dichtergaben doch tausend Unheil und Verwirrung säete in die für Neuerungen stets offenen Köpfe, und ist überhaupt frei von Manier und Kopirungsfucht. Donneh kennt die ältere Schule besser als die neuere; doch ist ihm mit jener Bekanntschaft nur Glück zu wünschen. Einen unendlichen Vorzug hat noch meiner Meinung Franz Donneh vor Vielen auch darin, daß er in seinen Lyricis nur Selbstempfundenes giebt, und so soll und so muß es seyn. Nie versiegend ist das Goldbergwerk des menschlichen Herzens, und seine Adern: die edlen, besseren Gefühle. In ewig neuen Variationen schlägt das Herz, ewig neue Gefühle strömen ein und aus und darum kann ein Lyriker Neues schaffen, weil

seine Brust zahlloser Milliarden von frischen Empfindungen fähig. Wenn wir übrigens einem Dichter auf's Wort glauben, was er uns von seiner Lust und Qual erzählt, dann ehren wir ihn am höchsten. Und dieß darf hier der Fall seyn. Von all der grassirenden, modernen Affektation, von all' den poetischen Koketterieen und Grismassen, wie sie in den neusten Produkten lyrischer Art gegenwärtig unermülich aufgetragen werden, ist bei Franz Donneh, mit inniger Freude schreibe ich es nieder, keine Spur. Er ist Naturkind in der Kundgebung seines Gefühles, so offen, ungezwungen und klar; doch stets Herr und Meister seines Gefühles. Die Freude rauscht in seinen Liedern als ein stiller Quell, der rieselnd über Berg und Thal, ohne viel Geräusch wandert; der Schmerz ist ein edler, besonnener, gezügelter, kein wüthendes, aufgeregtes Meer; keine Extreme berühren sich in seinen Liedern als störende Extravaganzen, es erscheint Alles natürlich, und so, als ob es nicht anders seyn könnte und das nur aus dem Grunde, weil der Dichter bloß Selbstempfundenes in das Gewand der gebundenen Rede legte. Seine Form ist eine zwanglose; es trieft kein Produktionsangstschweiß aus den Körpern der Lieder. Donneh's Lieder sind nicht gepreßt, beengt und ängstlich eingeschnürt, noch laß und schlapp und en negligé; sie sind weder pedantische Perückenstöcke mit Zopf und Puder, noch karikirte Stutzer und Becken nach neusten Mustern aus poetischen Schneiderwerkstätten; man kann seine Form eine solide, würdige und männliche nennen und labt sich recht sehr an ihr.

Ich habe meines Freundes Manuscript genau gesehen und mich mit tiefinnerster Vergnügung darin ergangen. Ich will deßhalb auch den Grundton seiner Lieder angeben, den er in dem ersten Gedichte der Sammlung anschlägt. Es ist dieß der „Schlachtruf,“ an die jüngern Dichter gerichtet, und lautet also:

Hervor aus Eurer duft'gen Liebesgrotte!  
Legt ab der Hirten Stab und Lenzgewand,  
Jetzt gilt's zu opfern einem stärkern Gotte  
Und Amor's Fackel lod're Schlachtenbrand.  
Ich rufe: Krieg mit der Bandalenrotte  
Die schamentblöst im heiligen Herzensland  
Die Sionsburg „den Sinn für's Edle“ — stürmet  
Und nur zu oft sich Siegesmale thürmet.

Ich sende aus mein Lied im Wappenroche  
Als Herold mit der Kampfstrommete Klang,  
Daß Euch zum Todesbruderbunde locke  
Zur Hermann'sthat der Kühne Waffensang.  
Wie Odin's Schild als deutsche Freiheitsglocke  
Vertilgungsfuch getönt dem Römerzwang:  
So tön' auch Du, mein Lied! es gilt, zu wahren  
Der Musen Hain, der Völkerverbildung Laren.

Baut eine Burg statt nied'ren Schäferhütten  
Im Dichterwald mit reichem Ahnensaal,

